

AKRÜTZEL

JENAS FÜHRENDE HOCHSCHULZEITUNG SEIT 1989



**WER
MACHTS?**

Stura braucht Neuanfang

Am Laufen

Neue Errungenschaften
in der Thulb

Am Abgrund

Studierende berichten
über den Krieg

Am Markt

Nichtstadt feiert erneut
Premiere

Nummer 418 | 5. Mai 2022 | 33. Jahrgang | www.akruetzel.de

LIEBE LESERINNEN,

absurder wirds nicht. Der Haushalt des Stura wurde gesperrt und wir drucken einen Arsch auf das Cover. Uns reicht's! Die Absurdität des studentischen Machtzentrums lässt sich nur noch zynisch ertragen. Wenn es so weitergeht, setzen sich die Stura-Clowns wohl alle selbst ab – wäre aber bei vielen nicht weiter schlimm.

Für manche mag das Hinterteil, das in dieser Ausgabe unser Vorderteil schmückt, plump wirken, aber der blanke Arsch zeigt von allen Körperteilen den aktuellen Status des Stura am besten. Die spontane Gelegenheit, mit diesem Bild zur Abwechslung nicht immer nur nackte Brüste abzubilden, passt dabei ganz gut ins Narrativ. Was sich unser Fotograf bei der Wahl des Motivs gedacht hat, erfahrt ihr in unserem Insta-Spezial oder in der nächsten Unique. Einzigartig.

Bald sind Wahlen, der Senat spricht sogar vom Superwahljahr. Wie immer wird dann auch der Stura gewählt. Der Besuch der Wahlurne ist dieses Mal aber wichtiger denn je. Denn nur eine Neubesetzung des altehrwürdigen und höchsten studentischen Gremiums kann es wieder zur alten Produktivität führen. Bisher blockieren alteingesessene Satzungspredigerinnen die stauigen Hörsaalplätze.

Im heiligen Hörsaal dürfen nun auch wieder nichtgewählte Studierende Platz nehmen. Hoffentlich ist eure Freude größer als die unseres Autors, der sich durch die knappe Beinfreiheit eher an den letzten Ryanair-Ausflug nach Spanien erinnert fühlt.

Vielleicht sollte er mal wieder in die Thulb gehen. Über Beinfreiheit wird man sich auf den neuen, selbst angetriebenen Laufbändern nicht beschweren können. Noch dazu schmückt die Thulb ein neues Logo, das eher ans Bauhausmuseum in Dessau als an eine stillstehende Bildungseinrichtung erinnert, inklusiver neuer Website. Gut zu wissen.

Normalerweise sind unsere Editorials das Absurdeste unserer A-Seiten. Das überlassen wir in dieser Ausgabe aber einfach mal dem Stura. Seinen Auftritt können wir nämlich niemals übertrumpfen. Nicht mal, wenn wir Handkes Aufstellung des 1. FC Nürnbergs vom 27.1.1968 zitieren.

Und in diesem Sinne: Schaut nicht zu lange auf die Kimme. Gehabt euch wohl.

Die Schlussredaktion

INHALT

- 04 STURA, SCHAFF DICH AB!**
Gremium braucht Neuanfang. Ein Kommentar.
- 06 „WIR MÜSSEN DEN STURA VERÄNDERN“**
Im Interview mit Stura-Mitglied Samuel Ritzkowski.
- 08 WEM GEHÖRT DIE STADT?**
Jena verdrängt seine Soziokultur.
- 10 GLÜCK IN GLÄSERN**
Unverpacktladen startet Hilferuf.
- 11 FÜR EINE IDEALE WELT**
Wie steht es um die Tafel in Jena?
- 12 FERNAB VON DER FAMILIE**
Ukrainische Studentin spricht über den Krieg.
- 13 ERST WENN DAS REGIME FÄLLT**
Russische Studentin spricht über ihre Identität.
- 14 TRAUM HINTER DER MAUER**
Erlebnisse eines DDR-Amateurmusikers.
- 15 LAUFENDER STILLSTAND**
Neue Anschaffungen in der Thulb.
- 16 NIKSEN GIBT (DIR) NICHTS?**
Gastbeitrag.
- 17 DAS ÜBERRASCHENDE MACHT GLÜCK**
Rezension eines Freizeitführers.
- 17 KLASSIKER**
Diesmal: Der Hörsaal.
- 18 ZU VINO SAG ICH**
Mit Paul Staab.

Erfolg für ukrainisches Orchester

Das ukrainische Orchester des Opernhauses Odessa nahm im Zuge der Benefizkonzerte am 19. und 20. April im Volkshaus Jena über 10.000 Euro ein. Damit ermöglichten 520 Besucher:innen die Finanzierung und Weiterführung der Deutschlandtour des Ensembles. Die ukrainischen Musiker befanden sich bei Kriegsbeginn auf einer Konzertreise in Polen und können wegen andauernder Kämpfe nicht in ihre Heimat zurückkehren. Weitere Spenden kommen unter anderem Integrationsprojekten für ukrainische Kinder und Jugendliche in Jena sowie Hilfsangeboten in Odessa zugute. Der Veranstalter *JenaKultur* übernahm die Kosten für Technik, Logistik und Verpflegung an diesen Abenden. Es sind weitere Konzerte geplant.

Kürzungen für Thüringer Hochschulen

Die Rot-Rot-Grüne Minderheitsregierung hat den Landeshaushalt 2022 beschlossen. Dieser soll um 330 Millionen Euro gekürzt werden. Es sind Einsparungen in allen Bereichen geplant. Die genauen Maßnahmen werden jedoch den Ministerien überlassen. Allein die Thüringer Hochschulen müssen auf 27,5 Millionen Euro verzichten. Umgerechnet sind das 5,5 Millionen Döner oder fast zwei Kampfpanzer vom Typ *Leopard 2* für die Bundeswehr.

Campus-Neubau feiert Richtfest

Der Campus-Neubau am Inselplatz der Friedrich-Schiller-Universität Jena feierte Ende April sein Richtfest. Für 190 Millionen Euro aus Landes-, Bundes- und EU-Geldern soll dieses Projekt einen bundesweiten Spitzenplatz für die Hochschule sichern. Das soll nicht nur gut für den Wettbewerbsvorteil Jenas, sondern auch für zukünftige Studierende sein. Bis voraussichtlich 2024/2025 entstehen gegenüber dem Universitätshauptgebäude die neuen Räumlichkeiten des Instituts für Psychologie und der Mathematik- und Informatikfakultät, außerdem eine medizinische Teilbibliothek und das neue Rechenzentrum. Ein Teil der Gebäude soll sogar schon bis 2023 fertiggestellt werden, weil danach die EU-Förderung abläuft. Eine Cafeteria und ein Parkhaus vervollständigen den neuen Campus, für den ein alternatives Kulturzentrum weichen musste.

Jenapokalypse

Jena wurde in letzter Zeit von gleich zwei apokalyptischen Vorfällen heimgesucht. Nach dem Netzanschluss eines neuen Wasserspeichers kam es in der Innenstadt zu Schäden an den öffentlichen Leitungen. In 75 Haushalten lief das fließende Wasser nicht mehr. Grund dafür war der zu hohe Wasserdruck des Speichers. Zudem gab es letzte Woche Dienstag einen vermeintlichen Großbrand in der *Goethe Galerie*. Die Feuerwehr rückte an und die Polizei riegelte die umliegenden Straßen ab. Bei der Suche nach dem Brandherd stellte sich das Feuer nur als sehr große Rauchentwicklung heraus.

Superwahljahr 2022

Im Sommer finden die Online-Wahlen zu den Gremien der Universität und der Studierenden statt. Unter anderem können Abgeordnete für den Senat und die Fakultätsräte sowie den Beirat der Gleichstellungsbeauftragten gewählt werden. Außerdem werden, wie jedes Jahr, der Studierendenrat, die Fachschaftsräte, der Rat der Graduierten-Akademie, der Doktorandenrat, der Assistentenrat und die Mitarbeitervertretung im Verwaltungsrat des UKJ gewählt. Wahlvorschläge können bis zum 23. Mai eingereicht werden. Die Formulare sind auf der Internetseite des Wahlamtes zu finden.

DIESES UND JENAS

AKRÜTZEL – gegründet 1989 und herausgegeben von den Studierendenräten der FSU und EAH – erscheint während der Vorlesungszeit alle zwei Wochen donnerstags. Redaktionssitzungen sind öffentlich und finden jeden Montag um 18 Uhr in der Redaktion im UHG statt.

Redaktionsschluss der kommenden Ausgabe:
13. Mai 2022

Das Akrützel Nr. 419 erscheint voraussichtlich am:
19. Mai 2022

Druck: Schöpfel Weimar
Verteilte Auflage: 3000

Chefredaktion: Lukas Hillmann
Schweineillustration: Martin Emberger
Satz und Gestaltung: Lukas Hillmann
Lektorat: Sophia Jahn
Titelbild: Johannes Vogt

Redaktionsmitglieder:
Alexander Bernet, Martin Emberger, Leonard Fischer, Charlotte Fuchs, Janina Gerhardt, Tim Große, Marcel Haak, Lukas Hillmann, Sophia Jahn, Josefine Kwalek, Henriette Lahrmann, Carolin Lehmann, Lars Materne, Luise Vetter, Johannes Vogt, Tabea Volz, Ariane Vosseler

Adresse: **AKRÜTZEL**, Friedrich-Schiller-Universität, Fürstengraben 1, 07743 Jena
Telefon: 03641-9-400975
E-Mail: redaktion@akruetzel.de
Internetseite: www.akruetzel.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Redaktionsmeinung entsprechen. Für unverlangt gesendete Einsendungen besteht keine Veröffentlichungspflicht. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Den Mitgliedern der Redaktion ist die Wahl zwischen generischem Maskulinum, Ausschreibung von männlicher und weiblicher Form und der Verwendung eines Sonderzeichens (Doppelpunkt) bei Mehrpersonennennungen freigestellt. Das verwendete generische Maskulinum gilt für alle Geschlechter.

Leere Plätze – auf Sitzungen keine Seltenheit.
Foto: Lukas Hillmann



**STURA,
SCHAFF DICH AB!**

Egal wie sehr man sich bemüht: Positiv über den Stura zu berichten funktioniert nicht. Das Gremium hat sich festgefahren und kann nur produktiv werden, wenn es sich neu aufstellt. Und zwar komplett.

Wir hatten uns in dieser Woche fest vorgenommen, uns den Vorwürfen, das Akrützel würde einseitig berichten, zu stellen. Einige Mitglieder des Stura beklagten, es würde sich nur auf Skandalchen stürzen und die Arbeit des höchsten studentischen Gremiums verzerrt wiedergeben. Das wollten wir nicht länger hinnehmen und auch die Errungenschaften betonen. Doch es funktioniert nicht. Unnötige Satzungsdebatten überschatten jeden produktiven Versuch im Stura, etwas zu erreichen – Debatten, die einzig und allein den Nutzen haben, die eigene Macht im egalsten Gremium der Welt zu demonstrieren, die Arbeit zu behindern und auf Kosten anderer ein bisschen Spaß zu haben.

Doch, wie versprochen, zunächst das Gute: Der Stura hat eine neue AG gegründet. Sie beschäftigt sich mit der Weiterentwicklung des Kulturtickets und hat sogar einen Vorsitz. Es wurde ein Wahlvorstand gewählt. Die anstehenden Stura-Wahlen sind gerettet.

Die *Fridays-for-Future*-Diskussion fand ein Ende. Der *Ring Christlich-Demokratischer Studenten* (RCDS) hatte den Antrag eingereicht, die Kooperation zu beenden, weil die Aktivistinnen auf Instagram einen Aufruf zum Verbrennen von Autos als „coole Aktion“ bezeichnet hätten. Ein Sprecher der Fridays, der nicht so aussah, als würde er gleich einen Molotowcocktail auf die nächste Kehrmaschine werfen, kam ganz demokratisch zu Wort und verteidigte die Gruppe. Am Ende fehlte dem RCDS, der sich in seiner Abstimmung selbst nicht ganz einig war, schlicht die Mehrheit.

Für ein neues Pokerset ist genug Geld da und wenn die Mathematikerinnen versprechen, kein Glücksspiel zu betreiben, dann dürfen sie sogar damit spielen. Auch alle anderen Finanzanträge haben die gönnerhaften Gremienanhängerinnen angenommen, die Fachschaften dürfen auf ihre lang ersehnten Klausurfahrten – dieses Mal auch garantiert nicht auf Mallorca. Die FSR-Kom, Zusammenschluss aller Fachschaften und Schwester der Unfähigkeit, hat gut gearbeitet, an den Finanzanträgen gab es kaum etwas zu meckern.

Doch steht diese beinahe schon produktive Arbeit unter dem ständigen Schatten jener absurden Krümelkackerei, die Woche für Woche im Gremium hervortritt.

Satzung, Satzung über alles

Der Wahlvorstand könnte wirklich ein Glücksgriff für den Stura sein. Mit Rebecca Bück, Stella Greiner, Leif Jacob und Nele Tornow haben sich vier Menschen gefunden, die sich der enormen Aufgabe annehmen, die Wahlen für die Studierendenschaft zu organisieren. Gleichzeitig bringen mit dieser Wahl drei neue Gesichter frischen Wind ins Gremium. Die Alteingesessenen könnten ihnen offen gegenüberstehen. Sie könnten sie ermutigen, eigene Ideen ins Gremium zu tragen und sich vielleicht sogar über den Wahlvorstand hinaus für den Stura zu engagieren. Die Liste der Stellenausschreibungen ist schließlich länger als die Anwesenheitslisten der letzten Sitzungen.

Und doch setzen die gewählten Mitglieder alles daran, den Stura als fundamentalistischen Klerus zu inszenieren, der mit der Macht der Satzung jedweder Arbeitsgrundlage entbehrt. Anstatt sich für den Einsatz des Wahlvorstands zu bedanken, prangern die Stura-Mitglieder seine Arbeit beständig an. Jedoch: Die viel-

fach angedrohte Innenrevision kontrolliert das studentische Gremium nicht von sich aus. Jemand müsste die Wahl anzweifeln. Solange das nicht passiert, bleibt das gesamte Problem konstruiert.

Der Stura ist eine zerstrittene Glaubensgemeinschaft; Satzung und Geschäftsordnung bilden seine Bibel. Das Gespenst des satzungseilen Fundamentalismus geht um im Gremium, die einzige politische Antriebskraft bleibt deshalb der konservative RCDS. Damit ist der Kulturkampf, die letzte Bastion des normalen Deutschlands, im Stura angekommen: Tag der Arbeit sollte wieder Gedenktag des heiligen Josef sein, Gendern wird zum Zwang hysterisiert und der freie Markt zur Verfassung erhoben.

Die restlichen Stura-Mitglieder verlieren sich in Diskussionen um korrekte Abläufe, legen ernsthafte Diskussionen ad acta und bauen sich ein Konstrukt voller Paragraphen und Anträge an die Geschäftsordnung, das die Mitarbeit von außen unmöglich macht. Nur Auserwählte werden einer Taufe des Wissens unterzogen, die einen Eintritt in die Sturawelt ermöglicht. Eine solche Taufe bekommt nicht jede. Man muss sie sich verdienen, lange PDF-Dateien durchwälzen und eine Rhetorik der absurden Einwände erlernen. Wer das nicht will oder emotional nicht stemmen kann, kommt nach der ersten Sitzung nicht wieder. Die Satzungspredigerinnen bleiben unter sich.

Festgefahrenheit schürt Resignation

Fatal ist die Krise, in die sich der Stura dadurch hineinarbeitet, denn er verliert nun zusätzlich seine Köpfe. Der Vorstand ist dezimiert, die Haushaltsverantwortliche zurückgetreten, es gibt zu wenig Menschen, die sich um die Finanzen kümmern wollen. Die Haushaltssperre, die bereits im November gedroht hatte, wurde nun umgesetzt – zu einem ausgesprochen schlechten Zeitpunkt. Die aktuellen Corona-Maßnahmen würden eigentlich wieder Veranstaltungen in Präsenz zulassen. Dabei geht es nicht nur um Partys in der *Rose*. Es geht um sämtliche Zahlungen, die nicht zuvor vertraglich geregelt wurden. Keine spontane Überweisung kann mehr getätigt, keine studentische Initiative mehr finanziert werden.

Der Stura hat ein unlösbares Problem. Ein Pfeiler seiner Arbeit, die Satzung, hat sich breit gemacht und hebt das Gremium in einen Kosmos jenseits weltlicher Vernunft. Geschäftsordnungsanträge verdrängen inhaltliche Debatten, Selbstdarsteller jeden kleinsten Versuch, pragmatisch etwas zu erreichen. Die Grundlage des Stura, seine Ordnung, wird zu einer fundamentlosen Basis. Nur um sie allein wird gerungen, politische Ideale und der Reiz, etwas zu verändern, müssen hinten angestellt werden. Der Stura müsste sich neu aufstellen, bräuchte frischen Wind und neue Mitglieder, die an ernsthafter Arbeit interessiert sind.

Doch die werden nicht kommen, weil sich keiner freiwillig mit dem Stura auseinandersetzen möchte, und wenn doch, direkt vergault wird. In der nächsten Legislatur sitzen mit großer Wahrscheinlichkeit dieselben Gesichter auf ihren eingesessenen Plätzen im Hörsaal. Das ist schade, denn solange sich das nicht ändert, wird der Stura unproduktiv bleiben.

Ein Kommentar von Lukas Hillmann und Johannes Vogt

„WIR MÜSSEN DEN STURA VERÄNDERN“

Der Stura beklagt sich über fehlendes Ehrenamt, er hat kein gutes Ansehen und mit der Arbeit geht es auch nicht so recht voran. Wir fragen die Mitglieder, woran das liegen könnte und beginnen mit Samuel Ritzkowski.

Samuel, du kritisierst oft die Berichterstattung des Akrützel, bezeichnest es als Spaßmedium und sagst, der Studierendenrat (Stura) arbeite besser, als es wirke. Nun sollst du zu Wort kommen: Was läuft gut im Stura?

Die Aussage mit dem Spaßmedium klingt härter, als sie gemeint war. Ich wollte sagen, dass wir uns alle, auch der Stura,

resse an ihm wachsen.

Was läuft dagegen schlecht im Stura?

Diese Liste ist etwas leichter zu füllen. Häufig hapert es an der Kommunikation im Stura und am Miteinander. Zu jeder politischen Arbeit gehört, dass man sich auf inhaltlicher Ebene streitet und man kann sich meiner Meinung nach auch

Das System Stura baut momentan viel zu sehr darauf auf, Macht für einzelne Leute zu kreieren.

nicht zu ernst nehmen sollten. Der Stura ist also bei dieser Betrachtung auch eher ein Spaßgremium. Die Frage, was gut läuft, ist nicht einfach zu beantworten. Was ich hervorheben möchte, ist die Umstrukturierung in der Studierendenschaft. Wir haben jetzt eine Sekretariats- und Buchhaltungsstelle, die konstant arbeiten und vor allem unabhängige Menschen einführen. Da eine Umsatzsteuerprüfung massive Fehler festgestellt hat, waren diese Umstrukturierungen notwendig. Weiterhin gibt es einzelne Projekte, die für die Studierenden wichtig sind und die es ohne Stura so nicht geben würde. Es gibt ein Semesterticket, über das stetig verhandelt wird. Das ist wichtig und stellt keiner infrage. Auch das Kulturticket ist in meinen Augen eine sehr gute Sache. Kostenlose Menstruationsprodukte auf den Toiletten gibt es auf Initiative des Stura.

Wissen die Studierenden, dass der Stura für all diese Projekte verantwortlich ist?

Ich befürchte, sie wissen zu wenig darüber. Es steht zwar immerhin auf den Websites, doch denke ich, dass viele das gar nicht lesen. Ich finde es zwar nicht wichtig, dass sich der Stura damit schmückt, aber es hätte große Vorteile, wenn die Studierenden wüssten, welche positiven Projekte verwirklicht werden. Es macht den Stura attraktiver und lässt das Inte-

mal anschreien, solange man es am Ende wieder klärt. Persönliche Angriffe und anonyme Beleidigungen kommen aber auch vor – die gehen natürlich gar nicht. Auch die vielen Regeln können verwirren. Dass sie abschrecken, sieht man an der geringen Bereitschaft, beim Stura mitzumachen. Große Projekte umzusetzen ist im Stura ebenfalls sehr schwer. Es gab zum Beispiel mehrfach die Idee, Wasserspender an der Uni zu installieren. Für so ein Projekt muss man drei bis vier Jahre einplanen, man muss konstant dran bleiben und vor allem geduldig sein. Uni-Mühlen mahlen langsam.

Oft kommt es gar nicht zur Diskussion über solche Projekte, weil über Anträge an die Geschäftsordnung abgestimmt werden muss.

Der Stura beschäftigt sich natürlich sehr mit sich selbst, es muss viel verwaltet und organisiert werden. Teilweise sind diese Diskussionen langwierig und kompliziert. Nicht jede Grundsatzdiskussion muss im Gremium geführt werden. Es könnte sich eine AG gründen und einen Vorschlag erarbeiten. Nur die finalen Details werden dann in der Sitzung diskutiert.

Man hat das Gefühl, dass die Satzung und deren Auslegung durch einige Mitglieder die Arbeit im Stura blockieren. Schafft sich der Stura selbst ab?

Momentan könnte das leider wirklich

passieren. Es gibt immer wieder einzelne Menschen, die meinen, die Regeln zu ihren Gunsten auslegen zu müssen. Deshalb muss alles ganz genau geregelt sein. Wenn man ein gutes Miteinander hätte, könnten die Regeln viel lockerer ausgelegt werden.

Blockiert die schlechte Zusammenarbeit der Mitglieder also die Arbeitsfähigkeit?

Wir haben fünf Aufgaben in der Studierendenschaft, die jeweils extrem viel Wissen, Erfahrung und auch Zeit benötigen. Das sind die drei Vorstandsämter, die Kassen- und die Haushaltsverantwortung. Man muss sich mit Buchführung auskennen, mit dem Landesrecht vertraut sein und am besten ein Experte im Verwaltungsrecht sein. Zudem muss man alte Beschlüsse kennen und die Zusammenhänge verstehen. Das können fünf Studierende allein nicht leisten. Wenn wir besser kooperieren würden, bräuchte man nur wissen, wen man fragen muss.

Oft unterstützen sich die Stura-Mitglieder nicht nur kaum, es wird bei Fehlern auch häufig mit persönlichen Konsequenzen gedroht. Aus dem Gremium wird ein enormer Druck auf Einzelne ausgeübt. Das klingt nicht wirklich nach einem Spaßgremium.

Gerade die wichtigen Aufgaben sind sehr undankbar, weil man am Ende nur ange-meckert wird. Auch ich war früher sehr oft unzufrieden mit der Arbeit des Stura. Doch ich habe mich mehr damit beschäftigt und festgestellt, dass es Menschen gibt, die viel Arbeit in den Stura stecken, um Projekte zu realisieren. Das System baut momentan viel zu sehr darauf auf, Macht in Form von Wissen über Abläufe im Stura für einzelne Leute zu kreieren. Es ist zu viel Wissen bei Einzelnen gesammelt, das nicht weitergegeben wird. Das Wissen, wie das Gremium arbeitet, und die Tricks müssen weitergegeben werden, damit er wieder funktioniert.

Kann man die Machtkonzentration einiger langjähriger Mitglieder nicht

„Ich wünsche mir mehr
Miteinander im Stura.“
Foto: Henriette Lahrmann

auch durch eine Amtszeitbegrenzung einschränken?

Der große Vorteil einer Amtszeitbegrenzung ist, dass man dazu gezwungen ist, Nachfolger zu suchen. Das wäre dann die einzige Möglichkeit, sein Wissen weiterzugeben. Es wird gerade an einer solchen Amtszeitbegrenzung gearbeitet, aber die hat rechtliche Hürden, die noch abgecheckt werden müssen...

...und sicher auch Hürden im Gremium, da einige Mitglieder bei einer Begrenzung um ihren Platz bangen müssen.

Ja, das stimmt, aber man muss ja nicht alle davon überzeugen. Am Ende gibt es außerdem immer noch die Möglichkeit, den Stura mit einer Urabstimmung zu überstimmen. Und nur, weil man nicht mehr als Mitglied gewählt ist, heißt es nicht, dass man sich nicht mehr engagieren kann. Wir haben diverse unbesetzte Referate, die auf Mitarbeit warten.

Keiner außerhalb des Dunstkreises der Stura-Mitglieder setzt sich freiwillig in eine Sitzung. Warum interessiert sich niemand für den Stura?

Eine Stura-Sitzung ist lang, sie geht auch mal bis 1 Uhr nachts. Da muss man schon viel Zeit investieren. Ich wünsche mir dennoch, dass sich mehr Menschen beteiligen. Man müsste aus Stura-Sitzungen ein Event machen. Nach der Arbeit auf dem Campus sitzen und bei einem Bier oder Wasser weiter zu diskutieren könnte helfen. Und wie schon gesagt, die Diskussionen dürfen nicht mehr so langwierig sein. Vorarbeiten müssen ausgelagert werden.

Ein fünfjähriges Studium in Jena ist möglich, ohne überhaupt vom Stura gehört zu haben. Haben Studierende keine Lust auf diese Art von Politik?

Es hängt mit der Art der Politik zusammen, die im Stura gemacht wird. Die politischen Listen, die meist eine Parteinähe andeuten, ergeben eine problematische Situation. Es ist egal, ob wir uns für die



Politik der CDU oder der Grünen interessieren, am Ende folgen wir hochschulpolitischen Interessen. Man sollte nicht versuchen, in den Stura zu gehen, um die Wohnsituation in Jena zu ändern, dafür gibt es andere Gremien. Weniger politische Listen würden weniger Druck bedeuten, allgemeinspolitische Forderungen zu beschließen. Zuletzt gab es einen Antrag auf die Beendigung der Zusammenarbeit mit *Fridays for Future*. Das hat nichts

Konservativen haben es da leichter, weil klare Strukturen und Regelungen dahinter stecken.

Kommen die Linken wieder?

Ich hoffe es, dafür müssen sich neue motivierte Menschen finden. Letztendlich ist es nicht so wichtig, welche politischen Listen im Stura vertreten sind. Man kann politische Einstellungen gut von der Arbeit im Stura trennen. Ich arbeite gerne

Nicht jede Grundsatzdiskussion muss im Gremium geführt werden.

mehr mit Hochschulpolitik zu tun. Listen sorgen zwar dafür, dass das Gremium besetzt bleibt, ich würde mir aber wünschen, dass sie weniger politisch wären.

Nun haben die Studierenden aber politische Listen gewählt und sich vor allem für den konservativen Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) entschieden. Wo sind die Linken?

Der RCDS ist sehr gut darin, Leute zu rekrutieren und sich systematisch aufzustellen. Sie sind in diesem Punkt einfach besser organisiert als viele andere. Insgesamt hat das ganze Engagement massiv unter Corona gelitten. Im links-grünen Spektrum lebt viel davon, dass man sich trifft und gemeinsam Aktionen plant. Das war die letzten Jahre überhaupt nicht möglich und das hat die Strukturen zerstört. Die

mit Leuten vom RCDS zusammen, gern auch mit den *Grünen*, *Linken*, *Ellis* und wie sie alle heißen mögen, wenn der inhaltliche Punkt eine gute Sache ist und die Arbeit was für die Studierenden bringt.

Wie wird sich der Stura entwickeln?

Der Stura muss sich überlegen: Möchte er ein Planungs- oder ein Verwaltungsgremium sein? Ursprünglich wurde er als Planungsgremium entworfen und beschäftigt sich gerade hauptsächlich mit der Verwaltung. Dafür ist er einfach zu groß. Es müssen also entweder mehr Projekte umgesetzt werden oder wir müssen den Stura ändern, vielleicht verkleinern. Dann bleibt die Frage, wie die Studierendenschaft gerecht repräsentiert wird.

Das Gespräch führte Lukas Hillmann

WEM GEHÖRT DIE STADT?



Keksrolle am Bröseln.
Foto: Johannes Vogt

Über drei Jahre hinweg begleitete Pablo Mattarocci soziokulturelle Initiativen und Vereine in Jena. Den Kampf gegen ihre Verdrängung erzählt er in seinem Dokumentarfilm „Nichtstadt – Portrait eines Fortschritts“.

Aller guten Dinge sind zwei. Das gilt vor allem für Premieren. Nachdem der Dokumentarfilm über Jenas soziokulturelle Szene schon 2021 das erste Mal öffentlich gezeigt wurde, feiert *Nichtstadt* dieses Jahr ein Comeback: Premiere 2.0.

Der Marktplatz ist voll, die Menschen tragen *North-Face*-Jacken und bunte Mützen, die nicht ganz bis über ihre Ohren reichen. In der Luft liegt der Geruch von Cannabis. Alle sind aufgeregt, schließlich geht es um sie. Die Protagonistinnen des Films sind sogar selbst da. Neben ihnen hat sich Jenas alternative Szene versammelt. Gemeinsam gedenken sie ihrer Verdrängung.

Verdrängung aus der Nichtstadt

„Nichtstadt – Portrait eines Fortschritts“ ist ein Dokumentarfilm. Der Regisseur und Initiator des Projekts, Pablo Mattarocci, hat über drei Jahre hinweg Initiativen und Projekte in Jena begleitet.

Den Kampf gegen ihre Verdrängung soll der Film nun zeigen: Die *Insel*, ein ehemaliges Wohnprojekt gegenüber vom Uni-hauptgebäude, musste einer Baustelle weichen. Hier entsteht heute ein neuer Campus für die Friedrich-Schiller-Universität.

Das Geburtshaus am Carl-Zeiss-Platz ist an den Stadtrand gezogen, damit ihre Räume für das *Deutsche Optische Museum* genutzt werden können.

Das Stadion des *FC Carl Zeiss Jena* wurde gegen den Willen seiner Fans umgebaut. Ihre *Südkurve* wurde abgerissen.

Das *Café Wagner* muss wegen Renovierungsarbeiten schließen.

Der *Wagenplatz*, ein Wohnprojekt, bei dem Menschen in mobilen Unterkünften gelebt haben, wurde verboten, wegen Verstoß gegen das Baurecht. Allgemein waren die 10er kein gutes Jahrzehnt für die soziokulturelle Szene Jenas.

Einige der Initiativen, die der Film zeigt, kennt man heute gar nicht mehr. Sie sind schon seit mehreren Jahren aus dem Stadtbild verschwunden. Das will Mattarocci mit seinem Film verhindern, erzählt er dem Akrützel. Er wolle zeigen, dass Projekte aus der Zivilbevölkerung immer wieder vor denselben Problemen stehen, wenn sie

keine Finanzkraft hinter sich versammeln können: bürokratische Hürden, Platzmangel, rechtliche Bedenken und zum Schluss: Verdrängung.

„Darauf warten, dass die Politik endlich mal was macht, halte ich nicht für die beste Lösung. Tatsächlich werden solche Sachen immer nur durch den Druck der Straße durchgesetzt“, sagt Mattarocci.

Die Dokumentation ist eigentlich nicht seine erste. Er hat schon einmal eine gemacht. Auf einer Reise durch Südamerika begleitete er einen Wanderzirkus, erzählt er. Die Aufnahmen wurden ihm aber geklaut, als er eine Nacht am Bahnhof verbringen musste.

Mattarocci ist ein junger Filmemacher. In seiner Studienzeit in Jena ist er mit der alternativen Szene Jenas in Kontakt gekommen. Die Freiheit und Pluralität der Menschen dort begeisterte ihn. Ihr Leben und Engagement will er in seinem Film am Leben halten.

Von Weihnachtsmarkt bis Insellrave

Zwischen den Interviewsequenzen zeigt der Regisseur immer wieder Bilder von Jenas Stadtleben und dem Kontrast, der dort herrscht. Zwischen Weihnachtsmarkt und Insellrave, Soulkonzert und Straßenreinigung stellt sich eine Frage: Was macht eine Stadt lebenswert? Ein Thema, mit dem man sich im Alltag selten auseinandersetzt.

Wer denkt schon darüber nach, wie man eigene Vorstellungen im Stadtbild verwirklichen kann? Städte orientieren sich offenbar eher an den Interessen großer Investoren, an Wachstum und Ansehen und nicht am Interesse der kleinen Frau.

Für die Protagonistinnen des Films ist das anders. Nichtstadt lässt sie ihre Geschichte selbst erzählen. Bei einigen ist man geneigt, ihre Problem herunterzuspielen. Ein neues Stadion für den FCC, Renovierung eines studentischen Cafés, was soll daran so schlimm sein?

Das Problem liegt aber woanders: Der Film zeigt keine Menschen, die meckern, sondern Menschen, die sich engagieren, die ihre Rechte nutzen, um im Stadtrat

auf ihre Interessen aufmerksam zu machen, die Anträge stellen, Gespräche führen und Kompromissvorschläge machen.

Erfolglos: Die Vorschläge der Südkurve, das Stadion ohne Abriss ihrer Fankurve umzubauen, wurden nicht angenommen, Gesprächsangebote der Inselbewohnerinnen wurden ignoriert und der Wagenplatz musste trotz positiver Gespräche mit Stadträtinnen ihr Zuhause räumen. Der Grund: Der Widerwillen des Oberbürgermeisters, eine Duldung zu verlängern. Am Ende bleibt die Resignation. Die Frage ist nicht nur, was eine Stadt lebenswert macht, sondern auch, wer dabei mitentscheidet.

Nie wieder Nietzsche

Jenas Oberbürgermeister, Thomas Nietzsche, spielt eine Schlüsselrolle in der Stadtentwicklung Jenas. Für ein Gespräch in der Dokumentation stand er nicht bereit. Anfragen der Produzentinnen ignorierte er, erzählt Mattarocci.

Im Film kommt er trotzdem zu Wort. Die Szenen stammen von öffentlichen Veranstaltungen. Nietzsche ist FDPler, er steht für das Silicon Valley Jena. Im Film wird deutlich: Von Mitbestimmung für Mieterinnen hält er nichts. Der Wohnraum gehört ja nicht ihnen. Menschen, die in Wagen leben, verstoßen gegen das Baugesetz. Und wenn wir Wachstum wollen, müssen wir eben damit leben, dass jemand dafür die Kosten zahlen muss. „Das wird passieren müssen. Immer fair im Umgang, aber das wird passieren“, fasst Nietzsche seine Ziele zusammen. Wo gehobelt wird, da fallen Späne.

Die Sonne ist untergegangen. Zum Schutz vor der Kälte ziehen die Zuschauerinnen ihre *North-Face*-Jacken bis oben hin zu und ihre Mützen über die Ohren. Die Soziokultur Jenas verabschiedet sich, hoffentlich nur vom Marktplatz und nicht gleich von der ganzen Stadt. Der Film ist vorbei, die Premiere geglückt, die Fragen bleiben: Was macht eine Stadt lebenswert, wer entscheidet das und vor allem: Wieso hat Jena einen Oberbürgermeister aus der FDP?

GLÜCK IN GLÄSERN

Jenas einziger Unverpackt-laden und Nachbarschaftstreffpunkt startet einen Hilferuf in eigener Sache.

Wütende Tiraden auf die Verpackungsindustrie, Weltverbesserungsaufrufe und unlustige Anspielungen auf den Nachnamen der Inhaberin – all das werdet ihr im *Jeninchen – Fröhlich unverpackt einkaufen* nicht finden. Das hat Jenas coolster Unverpacktladen auch gar nicht nötig: Das umfangreiche Sortiment und der Charme des Personals sprechen für sich.

Von Nudeln aus schwarzen Bohnen über Schokokugeln bis hin zu Flüssigseife gibt es hier alles, was herkömmliche Studierende so zum Leben brauchen. Sogar frische Milch kann man sich hier zapfen. Man bringe sich einfach ein geeignetes Gefäß mit (zur Not gibt's die auch vor Ort), wiege es und befülle es mit dem gewünschten Inhalt in der benötigten Menge.

Alternative zum Mensamampf?

In die eigene Tupperbox gefüllt bekommt man auch das Mittagessen, das das *Jeninchen* seit Kurzem anbietet und das primär zur Verwertung übrig gebliebener Ware gedacht war.

Mit Tempeh-Bowls und Linsen-Dahl wird sogar für den gemeinen Damenviertel-Hip-

ster gesorgt. Wobei hier nicht nur Junge und Yuppies einkaufen: Dass es nicht von jedem Produkt 23 verschiedene Versionen gibt und die Mitarbeiter:innen auch mal beratend zur Seite stehen können, ziehe viele Familienväter an, erzählt Inhaberin Kati Fröhlich.

Nur die mittelalte Zielgruppe, die größtenteils noch in der DDR aufgewachsen ist, fehle. „Die wollen nicht zurück. Die wollen bunte Verpackungen, viele Verpackungen.“

Von Anfang an war das *Jeninchen* nicht nur ein Laden, sondern ein Treffpunkt für Initiativen wie das Repariercafé und Umweltreferat.

Um auch Senior:innen anzuziehen, hat sich auch schon eine ältere Dame aus der Nachbarschaft ins Fenster gesetzt – als Köder. Eltern schicken ihre Kinder zum Einkaufen vorbei. Allein von sieben Nachbarn habe sie den Schlüssel, lacht Fröhlich. Von Anfang an war das *Jeninchen* nicht nur ein

Laden, sondern ein Treffpunkt für Initiativen wie das Repariercafé, das Umweltreferat und eben auch die Nachbarschaft. Schließlich lässt sich auf den Palettenmöbeln vor dem Laden herrlich fair gehandelter Kaffee schlürfen.

Aufgebaut wurde das *Jeninchen* 2017 größtenteils durch Crowdfunding und ehrenamtlich Helfende. Auch die ersten Jahre hätten alle Erwartungen übertroffen. Der Einbruch kam erst mit der Pandemie: Der Plausch zwischen Mehl und Müsli fiel weg, nur noch zwei Kund:innen durften gleichzeitig ins Geschäft.

So wie früher, als die Studierenden das Müsli von drinnen vor dem Laden frühstückten, sei es seitdem nicht mehr. Deshalb hat das *Jeninchen* nun einen Hilferuf in den sozialen Medien gestartet, um wieder mehr Jenaer:innen für fair gehandelten Kaffee, Mittagessen und unverpacktes Einkaufen zu begeistern. Entgegen meiner Vermutung ist das gar nicht so teuer: Heute, am Studententag, bekomme ich 10% Rabatt und bezahle für drei Schraubgläser voll Futter- und Haushaltskram nicht mal zwei Euro. Apropos Studierende: Der Laden ist, so scheint es mir, voll von ihnen. Was die so kaufen? Chefin Fröhlich: „Vor allem Süßigkeiten.“ Die schockgefrorenen Himbeeren sind laut Akrützel-Chefredakteur der Knüller. Das nächste Mal muss ich also direkt mit einer Salatschüssel anstelle meiner mickrigen Schraubgläschen anrücken. Während ich noch die verschiedenen Shampoos begutachte, bietet ein Kunde dem *Jeninchen* seine Hilfe für den Kuchenverkauf beim Damenviertelfest an. Kurz darauf kommt ein Mensch vom Repariercafé vorbei, um den Akku für das gemeinsam genutzte Lastenrad aufzuladen. Ich staune: So funktioniert gelebte Solidarität.

Carolin Lehmann



Verpackungsfrei im Damenviertel.
Foto: **Carolin Lehmann**

FÜR EINE IDEALE WELT

Wenn das Geld knapp ist, kann der Gang zur Tafel unterstützend sein. Doch wie steht es um die Tafel in Jena?

Mit einem Lächeln kommt Silvana Richter entgegen. Sie arbeitet seit Beginn ihres Studiums im Jahr 2020 bei der Jenaer Tafel. Zweimal in der Woche kommt die Studentin der Soziologie nach Lobeda-West in die Werner-Seelenbinder-Straße 26, um sich bei der Jenaer Tafel zu engagieren.

Als sie die Räumlichkeiten des Tafelhauses zeigt, wird sie immer wieder von Kolleg:innen begrüßt. Es herrscht eine freundliche Atmosphäre. Im Hinterhof kommt gerade noch einer der vier Wagen der Tafel an. Die gelieferten Lebensmittel werden vorsortiert, um sie danach in den Raum zu bringen, wo sie ausgegeben werden.

Bei der Ausgabe gibt es drei Bereiche für Gebäck, Kühlwaren sowie Obst und Gemüse. Silvana hilft bei der Ausgabe: „Als meine Arbeit durch Corona wegfiel, habe ich gedacht, jetzt will ich mich um ein Ehrenamt kümmern.“ Im Internet ist sie auf die Jenaer Tafel gestoßen und hat sich telefonisch gemeldet. Am Anfang hat es seine Zeit gedauert, bis Silvana sich integriert gefühlt hat, da sich die anderen Helfenden schon kannten. Doch eine andere Studentin hat den Einstieg erleichtert. Mittlerweile fühlt sie sich wohl im Team.

Mit ihrem Engagement möchte Silvana anderen Menschen helfen und etwas Gutes bewirken. Die Dankbarkeit der Menschen, die zur Tafel kommen, erlebt sie immer wieder bei ihrem Dienst. An diesem Tag bedankt sich eine ältere Dame mit begrenzten Deutschkenntnissen mit einem Bonbon bei ihr. Eine weitere Wertschätzung erfahren die Ehrenamtlichen von der Ta-

fel selbst, indem es ihnen erlaubt ist, einmal in der Woche Lebensmittel für eine Spende mitzunehmen. Zu ihrer eigenen Lebenslage meint Silvana: „Ich hab das Gefühl, dass ich privilegiert bin, da ich hier ein Ehrenamt mache und nicht auf die Tafel angewiesen bin.“

Der Krieg verändert viel

Seit dem Ukraine-Krieg steigt durch die Geflüchteten die Anzahl an Personen, die auf die Tafel angewiesen sind, berichtet Manfred Müller. Seit fast fünf Jahren arbeitet er ehrenamtlich im Vorstand der Jenaer Tafel und ist Pressesprecher. Von den etwa 1000 geflüchteten Ukrainer:innen in Jena werden knapp 150 Personen von der Tafel unterstützt und weitere 200 Menschen stehen auf einer Warteliste, führt Müller weiter aus.

Zu dem Anstieg sagt er: „Das überfordert uns, da kommen wir auch beim besten Willen nicht hinterher.“ Hinzu kämen die wirtschaftlichen Folgen durch die Inflation. Müller sagt, die rund 45 Lebensmittelhändler kalkulieren durch die Inflation genauer, sodass es weniger Lebensmittel für die Tafel gebe. Gleichzeitig steige der Aufwand beim Vorsortieren, weil insgesamt mehr Lebensmittel für die mittlerweile über 1000 Menschen, die auf die Tafel angewiesen sind, sortiert werden müssen. Dies bedarf mehr Helfer:innen. Mül-

ler freut sich, wenn Studierende mithelfen, da er überwiegend positive Erfahrungen mit Student:innen gemacht hat.

Mit Fragezeichen in die Zukunft

Auch die Finanzierung der Tafel ist von der Inflation betroffen, denn in diesem Jahr könnten die Energiekosten der Flotte an Lieferwagen Mehrkosten von bis zu 50.000 Euro erzeugen. Bis jetzt weiß Müller nicht genau, wie sie die Mehrkosten stemmen sollen. Bezüglich der Frage, wie die Tafel entlastet werden kann, hat er eine klare Meinung: „Wir glauben, dass eine stärkere Förderung der Tafeln durch die öffentlichen Hand unerlässlich sein wird.“ Noch besser fände er aber, wenn die Bezüge der Sozialhilfe erhöht würden, denn dies käme den Menschen mit wenig Geld direkt zugute. „Die Tafeln sind nicht stolz auf sich selbst, weil es sie gibt, sondern nur, weil wir etwas Gutes tun. Eigentlich wäre in einer idealen Welt eine Tafel nicht nötig, da aber die Welt nicht ideal ist, versuchen wir sie zu verbessern“, reflektiert Müller die gesamte Lage der Tafel. In näherer Zukunft wäre der Jenaer Tafel schon einmal geholfen, wenn sich mehr Studierende wie Silvana solidarisch für ihre Mitmenschen einsetzten. Mit einem Lächeln verabschiedet sie sich.

Lars Materne



Silvana hat nicht nur ein Herz für Gemüse.
Foto: Lars Materne

FERNAB VON DER FAMILIE

Ivanna stammt aus der Westukraine. Seit 4 Jahren lebt sie in Deutschland und studiert Wirtschaftswissenschaften an der FSU. Sie berichtet, wie sie den Ukraine-Krieg erlebt.

Als der Krieg am 24. Februar begann, war ich in Deutschland. Ich habe zu dieser Zeit nicht aktiv die ukrainischen Nachrichten verfolgt. Vom Krieg habe ich daher von meiner besten Freundin erfahren. Ich bin aufgestanden, schaute auf mein Handy und habe die Nachricht von ihr gesehen. Es war eine Videonachricht in Telegram. Sie weinte, im Hintergrund war der Luftalarm zu hören. Sie sagte: „Es hat begonnen.“ Das war der größte Schock meines Lebens. Kurz darauf bekam ich noch eine andere Nachricht von meinem besten Freund aus der Kindheit. Er schickte mir ein Video davon, wie der Flughafen bombardiert wurde.

Ich komme ursprünglich aus der Westukraine, aus einem Dorf in der Nähe von Iwano-Frankiwsk. Da viele Mitglieder meiner Familie in der ukrainischen Partisanenarmee waren, habe ich seit meiner Kindheit viele Geschichten über russische Soldaten gehört.

Als ich diese ersten Nachrichten gesehen hatte, konnte ich mich nicht beruhigen und kaum atmen. Ich wollte das nicht glauben. Das erste Mal habe ich in der ersten Kriegswoche geweint. Ich verschob meine Prü-

fungsphase, weil ich nicht mehr lernen konnte. Ich war die ganze Zeit am Handy, um Nachrichten in Telegram-Kanälen zu verfolgen. Ich konnte mich einfach nicht auf meinen Alltag konzentrieren. Nicht kochen, nicht aufräumen. In mir fanden immer wieder Kreisläufe von Emotionen statt – Frustration und Hass, immer wieder.

Später habe ich versucht, weniger Nachrichten und mehr Analytisches anzuschauen. Das rationale Denken beruhigt ein bisschen.

Frustration und Hass, immer wieder.

Das zweite Mal habe ich dann geweint, als die russische Armee aus der Region Kiew verdrängt wurde und die Region verlassen hat. Ich habe auch eine Freundin aus Butscha, mit der ich zusammen in Erfurt studiert und in einem Studentenwohnheim gelebt habe. Zu Kriegsbeginn war sie gerade in Butscha. Als ich sie kontaktiert habe, hatte sie bereits eine ganze Nacht im Keller verbracht. Dann verlor ich zu ihr den Kontakt für mehr als 24 Stunden. Ich habe mir wirklich Sorgen gemacht, aber sie schaffte es in den ersten Tagen raus.

Und das dritte Mal habe ich geweint, als ich erfahren habe, wer aus meinem Dorf schon als Freiwilliger in die Armee eingetreten ist und wer aufgrund von Vorerfahrung einberufen wurde. Ich kannte viele von ihnen persönlich, wodurch der Krieg noch realer wurde als zuvor.

Zum Beispiel ist ein Junge, in den ich als Kind verliebt war, in Krakiw verschwunden. Seine Familie hat seit einem Monat keinen Kontakt mehr zu ihm. Das ist einfach sehr schwer zu begreifen.

Da mein Vater viele schlechte Erfahrungen mit Russen gemacht hatte, riet er mir immer, mich in Acht zu nehmen. Er selbst hat in der Sowjetunion studiert und anschlie-

ßend in Russland gearbeitet. Obwohl ich eine patriotische Erziehung genossen habe, hatte ich mit ihm viele Meinungsverschiedenheiten. Ich war genervt, dass er das so generalisiert. Ich sagte immer: „Nicht alle sind so.“ Nach dem Kriegsbeginn habe ich mich aber bei meinem Vater entschuldigt, weil es jetzt für mich so aussieht, dass das Meiste, was er erzählt, der Wahrheit entspricht. Das, was über die Generationen mit der Ukraine in der Vergangenheit passierte, passiert auch jetzt. Und es scheint zu sein, dass die Russen so sind.

Jetzt beginnt das neue Semester, ich versuche, mehr zu lernen und weniger Nachrichten zu schauen. In manchen Vorlesungen wird über den Krieg diskutiert, aber die vielen Theorien machen das Ganze nicht leichter.

Ich versuche jetzt parallel zum Studium ukrainischen Flüchtlingen zu helfen. Das ist alles, was ich machen kann und was mich davor rettet, mit meinen Gedanken allein zu bleiben. Ich helfe unterschiedlichen Familien, Wohnungen zu suchen, indem ich zwischen Flüchtlingen, Vermietern und Sozialamt vermittele.

Was bleibt, ist die kognitive Dissonanz zwischen den Gefühlen und Realitäten in der Ukraine und in Deutschland. Es war am Anfang unglaublich schwer zu verstehen, wie hier alle happy sind, ins Restaurant gehen und die Zeit nett verbringen wollen. Die Freunde und Bekannten aus Deutschland fragen mich immer mal, wie es mir geht. Aber ich habe nach einer Weile gemerkt, dass die Meisten einfach nicht so viel von den schrecklichen Sachen hören wollen.

Am meisten hilft mir zur Zeit der ukrainische Humor, mit der Situation umzugehen. Er gibt mir Hoffnung. Ich habe ukrainische Youtuber für mich entdeckt, die mich zum Lachen bringen. Ich denke auch, dass mir der Krieg ein bisschen die Angst vor meiner Zukunft genommen hat. Ich blicke jetzt selbstbewusster auf meinen eigenen Weg und möchte mich in meiner späteren Arbeit unbedingt für die Ukraine engagieren.



Ivanna auf einer Demo in Berlin.
Foto: Sean Gregory

ERST WENN DAS REGIME FÄLLT

Polina kommt aus Russland. Sie wohnt seit zwei Jahren in Jena und studiert Wirtschaftsmathematik im Master. Sie erzählt uns, wie sie mit dem Kriegsgeschehen umgeht.

Vom Krieg erfuhr ich aus den Nachrichten. Es war 10 Uhr morgens. Ich befand mich in Jena, zuhause im Studentenwohnheim. Ich wachte auf und nahm mein Handy. Ich lese jeden Morgen Nachrichten, vor allem die Meduza – eine unabhängige russische Internetzeitung. Dort habe ich gesehen, dass es hunderte von Nachrichten gab, und sofort verstanden, dass etwas passiert war. Ich begann alles zu lesen und war erschrocken.

Um meine Freunde aus der Ukraine zu kontaktieren, postete ich etwas auf Instagram. Eine sehr nahe Freundin aus der Ukraine schrieb mir: „Wir sind zusammen gegen euch Russen. Wir wollen russische Soldaten töten. Wir wollen Tode.“ Putin hat einen Keil zwischen mich und meine Freunde getrieben.

An diesem Tag bin ich zur Demonstration in Jena gegangen und habe sehr viel geweint. Jetzt, wo schon ein Monat vergangen ist, kann ich alles ganz gut verstehen und die ukrainischen Menschen nicht dafür verurteilen, dass sie so aggressiv sind. Ich sehe, was mit Mariupol und Charkiw passiert. Das sind eigentlich keine Städte mehr.

Eine andere Sache, die mir sehr weh tut, ist, dass der Großteil meiner Familie Putins Krieg unterstützt. Ich habe Angst, mit ihnen über die Situation zu sprechen, weil mir die Beziehung zu ihnen wichtig ist.

Aber sie streiten alles ab, was in Butscha passiert ist, und meinen, das wäre fake. Meine Familie unterstützte Putin schon vor dem Krieg und sie lieben ihn, was ich nicht verstehen kann. Und eine mir sehr nahestehende Verwandte sagt, sie könne nicht glauben, dass russische Soldaten etwas derartiges tun würden.

Sie schickt mir immer verschiedene Videos, Posts und Links. Ich habe versucht mit ihr zu reden und ihr zu erklären, warum das nicht richtig ist. Aber sie versteht es einfach nicht und hört nicht auf, mir diese Videos zu senden. Das ist ziemlich stressig für mich, eigentlich würde ich sie gerne blockieren.

Sie ist nun ein anderer Mensch für mich. Das ist wirklich schwer, und ich bin den

Freunden aus der Ukraine dankbar, die noch zu mir stehen. Sie unterstützen mich bezüglich meiner Situation in der Familie und das beweist mir noch einmal, dass Ukrainer wirklich gute Menschen und keine Nazis sind.

In Russland gibt es so eine historisch gewachsene Idee, dass der Präsident oder „Zar“ alles richtig macht. Viele Menschen wollen selbst nicht denken und Verantwortung übernehmen – sie glauben dem Oberhaupt, das sich nicht zuletzt mit Gewalt im Amt hält. In der russischen Nationalgarde sind wirklich schreckliche Menschen, sie behandeln russische Menschen schlecht, zum Beispiel schlugen und unterdrückten sie sie im Laufe von Demonstrationen gegen die Inhaftierung von Nawalny oder gegen den Krieg.

Putin hat einen Keil zwischen mich und meine Freunde getrieben.

Alle meine Freunde aus Russland studieren nicht mehr. Einige sind bereits aus Russland weggezogen. Andere bleiben immer noch da, weil sie keine andere Möglichkeit haben. Ich frage mich, wie lange es dauern wird, bis Russland wieder einen guten Ruf hat. Solange Putin an der Macht ist, wird das wohl nicht passieren.

Aber es geht nicht nur um das Regime, sondern auch um die allgemeine Mentalität und die nationale Denkweise der Menschen. Diese muss sich ändern, aber ich denke, dass das in Russland noch lange dauern wird.

Hier in Deutschland gehen die Menschen sachlich mit meiner russischen Identität um. Im Gegensatz zur Vermutung von Menschen aus Russland werde ich nicht diskriminiert. Wenn ich jedoch neue Men-



schen treffe, habe ich Angst, zu sagen, wo ich herkomme. Ich versuche zu zeigen, dass ich nicht stolz darauf bin, aus Russland zu sein. Manchmal würde ich am liebsten meinen Pass verbrennen und meine Verbindungen abbrechen. Ich wünsche mir, dass der Krieg endet. Menschen sollen nicht sterben.

Früher war ich nicht sicher, wie ich meine Zukunft gestalte, aber inzwischen kann ich sagen, dass ich in Europa bleiben will. Ich werde fertig studieren und dann einen Job suchen. Nach Russland möchte ich nicht zurückkehren. Natürlich habe ich meine Familie da und Freunde, die ich irgendwann wiedersehen möchte. Aber nicht, solange dieses Regime besteht. Russland ist ein Land ohne Unabhängigkeit, ohne Freiheit und mit einer schlechten Wirtschaft. Ich werde erst zurückkehren, wenn das Regime gefallen ist und Russland ein demokratisches Land ist.

**Protokolle: Stephan Lock und
Johanna Heym**

TRAUM HINTER DER MAUER

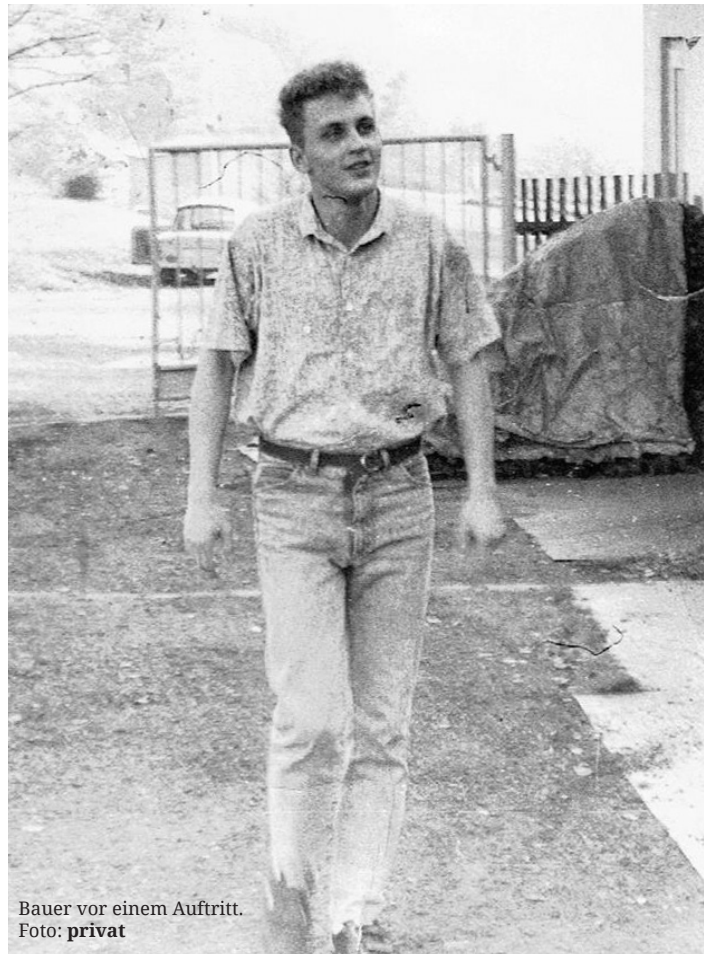
Angefangen hat alles mit einem Schallplattenspieler, einer Portion Talent und ganz viel Interesse daran, einmal ein Berufsmusiker zu werden. André Bauer ist Rockbandgründer aus Apolda und erzählt seine Geschichte.

Die Liebe zur Musik begleitet Bauer seit seiner Kindheit. Im Jugendalter machte er gerne mal Disco für den Block: Musik aufdrehen, Fenster aufmachen und die Nachbar:innen teilhaben lassen. Weiter ging es mit der Schuldisco in der Turnhalle oder musizieren auf Hochzeiten. Sein nächster großer Schritt war es, Frontmann der Gruppe *The Fans* zu werden. Von da an sang er seine gesamte Jugend lang in Bands und erreichte damit immer größere Kreise.

Der heute 56-jährige hat im Jahr 2019 ein Buch veröffentlicht, „The Dream behind the Wall“, das vor allem von seinen Erfahrungen als Amateurmusiker in der DDR handelt. Sein Buch entstand zum größten Teil aus seinen Erinnerungen, er sei aber auch viel an ehemaligen Veranstaltungsorten unterwegs gewesen und sprach mit alten Freund:innen. Mit seinen Erinnerungen möchte er junge Menschen zur Musik animieren und Tipps für eine Bandgründung geben. Außerdem will er mit seiner Geschichte den circa fünftausend Amateurbands, die es in der DDR gab, eine Stimme geben und beispielhaft deren Erlebnisse aufzeigen. Sein großes Ziel, Berufsmusiker zu werden, blieb aber im wahren Sinne ein „Dream behind the Wall“.

Stolpersteine

Die erste große Schwierigkeit, die sich Bauers Band stellte, war das Finden eines Proberaums. Ein Anlaufpunkt waren dafür Pionierhäuser oder Kulturhäuser. *The Fans* und die Band *Sisyphus*, in denen der DDR-Rockmusiker sang, konnten in einem solchen Raum proben. Als aber ältere Jugendliche aus dem Armeedienst zurückkehren, mussten sie den Platz aufgeben. Er durfte jedoch bei deren Band, *VAMP*, mitspielen. Mit ihnen trat der nun 15-jährige



Bauer vor einem Auftritt.
Foto: privat

die nächsten fünf Jahre, bis zu seiner eigenen Armeezeit, in ganz Thüringen auf. Eine weitere Hürde bestand darin, Instrumente zu beschaffen. Eine größere Auswahl hätte es beim Schwarzmarkt in Leipzig gegeben, nur leider kosteten die dort so viel, dass die meisten sich das nicht leisten konnten. Das Schlagzeug seiner ersten Band hatte deswegen auch keine richtigen Drums, sondern sie benutzten einen blechernen OMO-Waschmittelbehälter aus dem *Intershop*.

Ostmusik taugte nicht

Zu Auftritten im *Rosenkeller*, auf dem Landgrafen oder im *Bären* in Altlobeda kamen auch gerne Studierende und tanzten zur Covermusik der Band. Dabei mussten sich Musiker:innen in der DDR aber an die Re-

gel 60/40 halten: Nur 40 Prozent der gespielten Musik durfte aus dem Westen sein. Das war bei den Gästen nicht sehr beliebt, denn „Ostmusik hat nichts für sie getaugt“, erzählt Bauer. Doch sie komponierten auch eigene Songs, in denen sie Atomwaffensstationierung oder Umweltverschmutzung kritisierten. Diese Lieder spielten sie eher selten, aus Angst davor, Ärger zu bekommen. Eine Staatsband wären sie aber sicher nicht gewesen, betonte Bauer.

Ein fünfjähriges Studium wäre Voraussetzung für Bauer gewesen, um in der DDR Berufsmusiker werden zu dürfen, und so einen Studienplatz musste man erst einmal bekommen. Nur ungefähr 80 Bands hätte es damals gegeben, die hauptberuflich musizierten. Mit der Wende änderte sich jedoch viel. Die Auflösung der DDR beendete auch den Kulturbetrieb des Landes. „Durch die Wende ist alles kaputt gegangen“, erzählt Bauer, vor allem den großen Verlust der DDR (Amateur-)Mu-

sikszene betrauert er. Gerade in den kleineren Dörfern und Städten wurden Kulturzentren aufgegeben. Ein Interesse an einem Erhalt schien bei der Bundesregierung nicht vorhanden zu sein.

Buch statt Band

Dennoch machte Bauer auch nach der Wende Musik, spielte in Bands und vermarktete auch andere. Mit der Pandemie hat dies aber nun erstmal aufgehört. Ein Comeback oder eine Reunion seiner Band wird es wohl nicht geben, eine dritte Auflage seines Buches soll aber wahrscheinlich noch dieses Jahr erscheinen, samt extra Kapitel und neuen Bildern.

Josefine Kwalek und Ariane Vosseler

LAUFENDER STILLSTAND



Läuft mit Lernen.
Foto: Lukas Hillmann

10.000 Schritte pro Tag und Studieren? Möglich! In der Thulb stehen zwei neue „Walkolutions“ für je 5000 Euro. Eine phänomenologische Einordnung.

die Thulb das Rassen der Alltagswelt; mit Schritt durch den Eingang befindet man sich abgeschirmt, an einem Ort, wo Zeit einen anderen Charakter besitzt. In diese Umgebung des Einhaltens, der Ruhe, der Stille bringen die neuen Laufbänder eine Dynamik, einen Takt herein.

Assoziiert mit der spätmodernen Universität, wo es nicht mehr primär um Bildung im humanistischen Sinne, sondern um die

keit, nicht nur funktionierende Biomasse, die sicher einen positiven Effekt durch das Bewegen der Beine verspürt – bessere Durchblutung, dadurch höhere kognitive Leistung und eine tiefere Atmung. Sie richten sich allgemein gegen die körperliche Verkümmern, die einsetzt, sobald man jeglichen akademischen Ort betritt.

Der Körper vermittelt jedoch auch Wahrnehmung, Eindrücke und Gefühle: Von der Treppe aus sieht man beide Geräte. Auf einem laufend ist man sich immer diesem Blick im Nacken durch eine mögliche andere Person von dort aus bewusst. Die eigene Körperklausigkeit erzeugt durch die Beobachtung des Selbst aus dieser Perspektive ein besonders schamhaftes Gefühl, da sie der fehlenden Ästhetik das Normverletzende der dynamischen Bewegung im Raum des Stillstands hinzufügt. Welches Gefühl sich einstellt, nachdem beide Geräte isoliert von der Bibliotheksöffentlichkeit in die oberen Stockwerke verschoben worden sein werden, bleibt abzuwarten.

Noch aber spüre ich den Blick auf mich, noch verspüre ich das Bedürfnis wegzurennen, aber ich bleibe auf der Stelle und stolpere, ich renne weiter, immer schneller und schneller, doch bleibe ich auf der Stelle, gefangen im Stillstand von Zeit und Raum.

Sinan Küçükvardar

Das Studentische Gesundheitsmanagement der Uni hat es geschafft: Mit zwei nur durch menschliche Energie angetriebenen Laufbändern in der Thulb setzt es mithilfe der Förderung durch die AOK PLUS ein Zeichen für individualisierte körperliche Nachhaltigkeit, die sich das grüne Etikett verpassen kann.

Als Manifestation der kulturellen Errungenschaft den progressiven Charakter von Zeit zu überwinden, erzeugt eine Bibliothek in ihrem Raum eine Atmosphäre, in der der Stillstand hegemonial ist. Radikal verneint

Produktion von hochspezialisierten Ausbeutungsobjekten geht, dient die Thulb damit, dem Leistungsabsolutismus Mittel zur Verfügung zu stellen. Die Laufbänder wirken dem entgegen – tun sie das?

Gesunder Geist existiert nur in gesundem Körper

Doch lassen wir die Vernunft beiseite und widmen wir uns dem, dem die Bänder dienen: Körper. Dieser bedeutet nicht nur Muskeln und Nerven, Adern und Flüssig-

Anzeige



DRUCK UND BINDUNG DEINER ABSCHLUSSARBEIT AUCH IN CORONAZEITEN IN SICHEREN HÄNDEN.



dieUNiKATE - Medien | Services®
AGENTUR - DRUCKEREI - VERLAG

Vereinbare einen Termin!

MO-FR: 8:30 - 18:30 Uhr
Buchung: termin.dieunikate.com
 +49 (0)3641 20 76 912
Ort: Hinter der Kirche 2 | 07743 Jena

DEIN TERMIN



100% für Dich

NIKSEN GIBT (DIR) NICHTS?!

Diese Serie an Gastbeiträgen widmet sich dem Nichtstun in seinen vielfältigen Ausprägungen. Diesmal: Weshalb Nichtstun alles andere als unproduktiv ist.

Drängende Abgaben, noch zu wälzende Lektüre, dazu das Treffen mit Freunden oder der eigentliche Wille, mal wieder etwas Gesundes zu kochen – jeden Tag werden Erwartungen durch uns oder andere gestellt und wir stolpern darüber. Dabei sollte die Nichterfüllung aller Pflichten keine gesellschaftliche Schande darstellen. Denn man kann nur hart arbeiten, wenn man sich genauso konsequent ausruht.

Nie nichts

Dieses Wissen scheint in den arbeitsethisch protestantisch durchdrungenen Niederlanden schon länger bekannt. Unter dem Namen Niksen hat sich eine Kulturpraktik etabliert, die das Tun ohne Ziel oder Vorhaben beschreibt. Praktisch übersetzt kann dies nahezu alles sein – der Mensch tut eben nie nichts. Die vorsätzliche Frage des Wofürs steht im Vordergrund, welche auf ökonomischen Mechanismen basiert und heutzutage mindestens ein Mal zu viel gestellt wird. Niksen ist ein sich langsam und hoffentlich nachhaltig etablierender Trend, der sich zwar nicht komplett aus einer Verwirtschaftlichung herausziehen kann (Wer schon?), aber zumindest mehr verspricht als eine neue Verkaufsstrategie von Lifestyleprodukten.

Weshalb aber sollte das Anpreisen des Ausspannens, Genießens, noch schlichter des Nichtstuns überhaupt eine Konjunktur erfahren? Die Antwort liegt in der modernen Arbeitskultur und damit verbundenen Ansprüchen von Innen und Außen. Die Ursprünge davon lassen sich historisch auf religiöse Einflüsse zurückführen, zum Beispiel galt Arbeit als eine gottgefällige Tugend im Protestantismus. Diese Arbeitsethik beschränkt sich mittlerweile nicht nur auf die Erwerbstätigkeit. Jegliche Lebenszeit scheint heute einem nutz-



Gerade voll im Trend.
Foto: Johannes Vogt

bringenden Anspruch zu unterliegen, der vorher schon klar sein muss. Wozu sonst die Mühen?

Allerenden Anforderungen

Diese profitmaximierende Denkweise hat bei der Freizeit nicht Halt gemacht. Auch ohne Versorgungsdruck funktioniert das Streben nach Pflichterfüllung, weil wir Ansprüche internalisiert haben und sie als Garanten für Erfolg und Wohlstand sehen. Aber um produktiv sein zu können, bedarf es Ruhephasen. Diese sind für maximale Leistung wichtig, wodurch sich ein Widerspruch bildet. Schon wieder gibt es Anforderungsdruck, diesmal an die Pausen.

Niksen versucht diesem Drang zu entgegen. Es kann alles und muss nichts. Dabei gibt es keine ideale Ausführung. Die Intuition und das Gefühl übernehmen die Leitung. Es wird dem Anspruch entgangen, der bei anderen Selfcare-Trends aufkommt, wenn der herabschauende Hund beim Yoga nicht so aussieht, wie gewollt, oder das Rezept des neuen Superfoods weder gelingt noch schmackhaft ist.

Niksen hilft sowohl dabei Kraft zu tanken als auch zu erfahren, welche Aktivitäten

oder Gedanken durch Eigenantrieb und (so weit möglich) ohne äußere Zwänge entstehen. Hinzu kommt die Aussicht auf produktive Impulse durch befreites unökonomisiertes Denken. Ebenso verstärkt ist das Bewusstsein für Arbeits- und Ruhephasen. Das kann zu einem sensibilisierten Umgang mit Arbeit führen und gegen dadurch bedingte Krankheiten vorbeugen. Im Idealfall könnte es die gesamtgesellschaftliche Betrachtung von Arbeitsethik revolutionieren.

Widersprüche wegenspannen

Unter diesen Aspekten kann Niksen paradoxerweise ein Zutun an Leistungsansprüche sein. Es sollte jedoch nicht vorrangig als Beitrag an eine gesunde Gesellschaft gesehen und nicht mit dem Ziel der Produktivitätssteigerung praktiziert werden. Vielmehr steht die individuelle Komponente der Rückbesinnung im Vordergrund, dem Klarwerden darüber, dass das eigene Leben nicht der Pflichterfüllung und dem Entsprechen von Erwartungen genügen muss. Obwohl es einfach klingt, ist Niksen wohl wegen seiner Offenheit nicht ganz leicht zu realisieren. Auch wenn es eine intuitive Technik ist, gibt es einige Tipps, die für einen leichteren Einstieg nützlich sind. Regel Nummer 1: Es ist immer Zeit und Gelegenheit zum Niksen! Jeden Tag ein paar Minuten, ab heute, ab diesem Semester. Frage dich dazu, was du jetzt gerne tun würdest und nicht was getan werden muss, mach dich lang und halte dein Gesicht in die Sonne oder blicke einfach in die Ferne, beobachte deine Umgebung und schau, wohin die Gedanken führen.

Julia Florschütz



„DAS ÜBERRASCHENDE MACHT GLÜCK“

Rezension zum Freizeitführer
„Glücksorte in und um Jena“

Reiseführer. Man liebt sie oder man hasst sie. „Glücksorte“ heißt die Literaturreihe des Droste Verlages, in der verschiedene Autoren die Crème de la Crème einer Stadt vorstellen. Dabei stehen nicht nur deutsche Städte im Vordergrund: Ob Athen, Venedig oder Glasgow – jedes Globetrotter-Herz wird bedient und nach über 170 Bänden steht nun endlich auch Jena im Rampenlicht. „Glücksorte in und um Jena“ heißt dieser Band und Autorin Juliane Israel, die selbst einst in Jena studierte, möchte uns zeigen, was die Lichtstadt und ihre Umgebung alles zu bieten haben.

Zugegeben, das Wort „Glücksorte“ klingt ziemlich kitschig. In der langweiligen Welt der Reiseführer muss man aber herausstechen und bei den hübschen bunten Illustrationen kann ich über den Titel und den augenverdrehenden Spruch „Fahr hin und werd glücklich“ gerade noch so hinwegsehen.

Kitschig ist auch der Schreibstil der Autorin. Auch, wenn mir an manchen Stellen zu oft das Wort „Glück“ fällt, viel romantisiert wird und unspektakuläre Orte teilweise schöner dargestellt werden, als sie sind (so toll ist der Innenhof des UHG dann auch wieder nicht), hatte ich beim Lesen Spaß und habe den einen oder anderen mir unbekannten „Glücksort“ tatsächlich für mich entdeckt.

Neben Klassikern wie Fritz Mitte, Stilbruch und dem Planetarium, die nun wirklich jeder kennt, der kein Ersti mehr ist, sind für Alt-eingesessene vor allem die „Glücksorte“ in der Jenaer Umgebung interessant. Von Unterwasser-Konzerten in der Toskana Therme in Bad Sulza bis hin zu Straußenfleisch-Salami in der Taler Straußenfarm in Hellborn ist für jeden, der nach neuen Abenteuern sucht, was dabei. Zu jedem Ort gibt es auch interessante Hintergrundinformationen und Tipps. Wusstet ihr zum Beispiel, dass man Blaubeerflecken auf Kleidung mit Backpulver rausbekommt? Also ich nicht!

Auf jeden Fall steht eine Alpaka-Wanderung in Trockenborn-Wolfersdorf erstmal auf meiner To-Do-Liste, soll nämlich bei Burn-Out, Stress und Depression helfen.

Canel Sahverdioglu

KLASSIKER

In dieser Serie widmen wir den vermeintlichen und echten Meisterwerken unsere Liebeserklärungen und Hasstiraden.
Diesmal: **Der Hörsaal.**

„Es ist so schön, Sie alle endlich wieder zu sehen.“ Den Enthusiasmus, mit dem die zum neuen Standard gewordene Begrüßung zur Vorlesung vorgetragen wird, kann ich nicht teilen. Vorbei die Zeiten, in denen fünf Minuten gereicht haben, sich vom Schlaf- zum Arbeitsplatz zu bewegen, vorbei die Freiheit, jederzeit und überall in den Informationsfluss einzutauchen. Nach zwei Jahren Lehre des ein- und zwanzigsten Jahrhunderts geht es jetzt wieder zurück ins Mittelalter. Zurück in den Hörsaal. Der Dozent am Pult kann endlich wieder entspannt sein Buch vorlesen und die Studierenden sitzen in Reih und Glied brav an briefmarkengroßen Tischen und lauschen. Selbst in der Bahn hat man mehr Beinfreiheit.

Gottverlassen, unbequem und veraltet ist das Konzept der Großraumlehrveranstaltung, einst die einzige Möglichkeit, das in raren Büchern verankerte Wissen den Studierenden zugänglich zu machen. Spätestens mit der Verbreitung des Buchdrucks hätte die Universität sich Gedanken machen sollen, ob diese Art der Lehre noch dem Stand der Zeit entspricht. Und jetzt – ein, zwei technische Innovationen später – befindet der Rest der Welt sich im Informationszeitalter und ich mich auf einem speckigen, schiefen, seltsam geformten Sitzplatz und lasse mich von Informationen erschlagen.

„Was können wir aus der Online-Lehre lernen?“, hat sich die Uni in den letzten Semestern wiederholt gefragt. Ein hehrer Gedanke, aus der Not eine Tugend machen zu wollen: Weniger Vorlesestunde mit Opi, mehr Interaktion, mehr Seminare und selbstbestimmtes Lernen. Beim Gedanken ist es allerdings geblieben. Warum auch nicht? Das Konzept „dasitzen und schweigen“ hat sich ja bereits lange bewährt.

„Klonk“ macht die Mate-Flasche eines unvorsichtigen Studenten, der die experimentelle Statik des Gestühls noch nicht verinnerlicht hat. Von hinten weht der sanfte Knoblauchgeruch eines Katerfrühstücks herüber, die erste Reihe schaut missbilligend von ihren Surfaces und MacBooks auf. In der Reihe dahinter hocken die Anhänger der Stift- und Zettel-Fraktion inmitten ihres Wusts aus Notizen, Büchern, Skripten und Mitschriften. Mit gehörigem Sicherheitsabstand dahinter lümmelt sich der Rest der Teilnehmenden mäßig interessiert mit steigenden Rückenschmerzen in den Bänken und fragt sich, wo man die Geschwindigkeit des Dozenten anpassen kann oder wo der Pausenknopf ist.

Hat der Dozent gerade eine Frage gestellt? – Besser schnell beschäftigt tun. Nach 90 Minuten ist es vorbei und wie nach einem anstrengenden Langstreckenflug stehen alle erstmal auf und greifen nach ihren Taschen. Die in der Mitte der Reihe versuchen, ungeachtet der Machbarkeit, den Saal zuerst zu verlassen und stoßen dabei mit denen zusammen, die noch ein bisschen im Weg rumstehen wollen. Tisch einklappen, Beine wieder entfalten, den Kram einsammeln, den man dreißig Minuten zuvor fünf Stufen nach unten geyetet hat und abhauen. Zur nächsten Vorlesung, die genauso gut ein PDF oder ein Video sein könnte.



Foto: Alexander Bernet

ZU VINO SAG ICH...?

Paul Staab ist bald die letzte Instanz, die den Stura vertritt. Der 21-jährige studiert Biologie und Sozialkunde auf Lehramt und hat in seiner zweiten Stura-Amtszeit einen Vorstandsposten übernommen.

Nach dem Aufstehen erst mal eine leckere Zigarette oder Sport?

Weder noch.

Sind Drogen ein geeignetes Mittel der Entschleunigung?

Beim Stura hat man manchmal das Gefühl, es ohne nicht zu überstehen.

Deine Lieblingsserie?

Was ich auf Netflix und Co. gerade so finde. *White Collar* finde ich zum Beispiel wirklich gut.

Welches Motiv schmückt deine Lieblingssocke?

Wein.

Wo ist es in Jena richtig chillig?

Ziegenhain ist ganz schick, dort oben kann man ganz schön wandern und hat dabei seine Ruhe.

Studierende, Student*innen, StudentInnen, Student_innen, Student:innen oder einfach Studenten?

Studierende. Mit dem Rest kann ich aber auch leben, auch wenn ich eine inklusive Form ganz gut finde. Im Gegensatz zum Gremium an der EAH kann ich ganz stolz sagen: Ich bin Vorstand im Studierendenrat.

Stöberst du gern mal in der Bibel?

Ab und an passiert das tatsächlich, wenn auch eher selten.

Wofür würdest du demonstrieren gehen, tust es aber nicht?

Gute Frage, da muss ich tatsächlich mal überlegen. Ich war tatsächlich noch nie bei *Fridays For Future*.

Zu Vino sag ich...

Wein. Und bitte viel und gut.

Welche Zeitung holst du morgens aus deinem Briefkasten?

Gar keine, leider. Aber manchmal hole ich mir *DIE ZEIT*.

Wo stehst/sitzt/liegst du auf einer Party?

Ich bin erst gar nicht auf der Party.

Wie oft bist du unter Tage?

Gar nicht.

Was tust du manchmal, was niemand von dir erwarten würde?

Wahrscheinlich nichts, ich bin ein offenes Buch. Vielleicht zählen ja sehr spontane Urlaubsfahrten dazu?

Schonmal geklaut?

Nur schlechte Ideen.

Pommes mit Currywurst oder ohne?

Ohne. Es sei denn, die Wurst ist vegetarisch.

187 Straßenbande oder The Rolling Stones?

Eher Beethoven oder Mendelssohn. Und wenn, dann die Rolling Stones, mit dem Rest kann man mich jagen.

Karl Marx oder Robert Habeck?

Robert Habeck mit Rauschbart wäre doch ganz nett.

Bist du zufrieden mit dir und der Welt?

Mit mir bin ich ab und an ganz zufrieden. Und bei der Welt versuche ich zumindest meinen Teil dazu beizutragen, mal mit mehr und mal mit weniger Erfolg.

Wie viel Stunden hat dein idealer Arbeitstag?

So 5-6 Stunden sind ganz gut.

Auf einer Skala von eins bis zehn: Wie gern füllst du Fragebögen aus?

Ging eigentlich. Zumindest dem hier würde ich eine sieben geben.



Hast du durch die Haushaltssperre überhaupt noch Arbeit?

Schule oder Bundestag?

Bock auf ein weiteres Jahr Stura-Vorstand?

Wer nicht fragt, bleibt dumm!

Wir suchen:

- Telefoninterviewer*innen
- Mindestens 10 Stunden pro Woche

Wir bieten:

- Zwischen 9,82 € und 11,30 € pro Stunde + Leistungsboni
- Flexible Arbeitszeiten
- Sinnvoll & abwechslungsreich



Wir befragen Deutschland.
Für ein besseres Morgen. Frag mit!

Hier bewerben!

aproxima Gesellschaft für Markt- und Sozialforschung Weimar mbH,
Schillerst. 10 | Tel.: 03643 740 240 | Mail: ci@aproxima.de
web: jobs.aproxima.de

JENA LIEFERT ENDLICH SCHWERE WAFFEN KNEIPOMATEN WERDEN FÜR DEN EINSATZ ERTÜCHTIGT

bKRÜTZEL

teleologisch • tuning

der akrützel boulevard

POST VON PETRY

Lieber Spargel,

Sie sind seit Jahren in aller Munde. Umstritten, streitbar. Sie lassen andere für sich arbeiten. Und kassieren das Lob. Manche sagen, Sie hätten wenige Haare auf dem Kopf. Aber das liegt nur daran, dass sie die Anatomie des Spargels nicht kennen. Sie sind erfolgreich, aber werden Sie auch geliebt?

Herzlichst



Sie können Konstantin F. R. Petry auch eine Mail schreiben: bkrtzel@bk.ru

Mein IN und OUT

Heute von: Ole Nymoen, WiWi-Student in Jena (man kennt ihn aus dem Internet)



IN Twitter - der beste Ort, um sich über die Maskenpflicht an der FSU aufzuregen
OUT Jena - da kennt mich nymoend
IN Influenza - da muss man keine Maske tragen
OUT Influencer - kennen Sie schon meinen Podcast?
IN Kommunismus - ich marx einfach
OUT Postwachstum - DHL enteignen!



Semesterbeitrag bezahlen, die Thoska validieren und auf einmal ist man exmatrikuliert. Junge Studierende stecken ihre Karte aus Versehen in den Exmatrikulationsautomaten

Hartmut R. aus J. studierte Soziologie an der FSU, doch nun ist sein Studium Geschichte. „Ich wollte doch nur meine Thoska wieder zum Bahnfahren nutzen können“, beklagt sich der junge Exmatrikulierte. Doch Hartmuts Fehler ist kein Einzelfall. Jedes Jahr stecken Unwissende ihre Karte in den falschen Automaten. Deshalb spielt das Team des Bkrützel die Karte der Offenbarung. Die drei Automaten im Universitätsgebäude der Carl-Zeiss-Straße erfüllen unterschiedliche Funktionen: Validieren, Exmatrikulieren und Konsumieren. Dabei ist aber höchste Vorsicht geboten. Im Automaten links

außen folgt ein erfolgsversprechenden Surren und nach wenigen Sekunden bekommt man seine validierte Thoska zurück. Beim Automaten in der Mitte sieht man seine Thoska nach dem Einziehen nie wieder. Es folgt ein kurzes Knaaken und Geräusche, die auf ein inneres Schreddern verweisen. Anschließend nur noch eine kurze Meldung, „Herzlichen Glückwunsch, Sie wurden erfolgreich exmatrikuliert.“ Ein Problem, welches bereits Generationen von Studierenden plagt. Doch wieso tut niemand was? Wir versuchen die Verantwortlichen zur Rede zu stellen, doch auf Nachfrage des Bkrützel reagierte der Stura ausweichend: „Wir würden ja gerne was tun, aber wegen der Haushaltssperre sind uns da die Hände gebunden und überhaupt ist das gar nicht unser Zuständigkeitsbereich.“ Wir bleiben dran. Für euch.

SPALTE DER GESELLSCHAFT

Der RCDS auf Fototour im KZ Buchenwald.

„Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“, so Adorno 1949 im Unwissen darüber, dass sich 73 Jahre später der RCDS Jena zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz mit einem Kranz in Buchenwald auf Instagram lanciert, ergo ein Gedicht fast harmlos wirkt.

Nun will man den Rittern vom Orden Christlich Demokratischer Studenten deshalb keine Bösartigkeit vorwerfen, das richtige Auschwitz ist ganz schön weit weg und noch dazu gibt es da keine deutschsprachige Straßenbeschilderung. Da liegt es nahe, die nur wenige Kilometer entfernte Dependence deutscher Massenvernichtung für ein schnelles Foto aufzusuchen. Gedenkt wird in der Bildbeschreibung auf Insta den „Gequälten, Entrechteten, millionenfach Ermordeten und jenen, die Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime leisteten und den Entrechteten Hilfe anboten.“

Ach ja, die Hilfe-Anbieter, mit denen können wir uns gut und gerne identifizieren. Dass die Entrechteten meist Juden waren und das ganze Ding Schoah heißt, kann man mitdenken oder auch nicht. Dass das Thema komplizierter ist als ein schneller Insta-Post in einer KZ-Touristenattraktion, könnten auch die Akademikerkinder jener Partei mitbekommen haben, deren Vorfahren schon gut und gerne in Deutschland lebten, als in Buchenwald noch die Esse qualmte. Kleine Randbemerkung: Alle anderen Stura-Listen meldeten sich gar nicht zu Wort. Die sind so antifaschistisch, dass sie es nicht nötig haben.

Geschichte ist ...



... eher so mittel, Alter

Herausgegeben vom Spargelfreunde Isserstedt e.V. Die Seitenverantwortung liegt bei Konstantin Petry, Michael Weiße, Niels-Bastian Darr und Tim Große. Studiengang ist...-Zeichnung von Elena Stoppel. Fotos von Julian Hoffmann und Michas Kumpel. Anrufzeiten in der bkrützel-Redaktion unter 03641/9400977: Dienstags von 18-20 Uhr. Oft gehen wir aber auch nicht ans Telefon, sondern sitzen in der Leutraquelle. Bleiben Sie im Zweifel entspannt!

bKRÜTZEL - im Namen des erweiterten Kunstbegriffs



bkrtzel@bk.ru